

Versuch einer Liebeserklärung

Tagebuch eines Aufenthalts in Berlin

*„Es war gewissermassen eine Liebe
auf die erste Erkenntnis, und ich
denke, dass dies mehr ist, als
eine Liebe auf den ersten Blick.“*

Marianne Breslauer

Samstag, 24. Juli 2010

Ich bin angekommen. Allein.

Wie ich immer und überall allein ankomme.

Wie ich mich immer und überall allein zurechtfinde. Mehr oder weniger gut -
Hier geht es gut. Es ist sozusagen ein „Zurechtfinden auf den ersten Blick“.

Nicht anders, als wenn ich in Zürich oder Bern aus dem Zug gestiegen wäre.

Problemlos komme ich zu einem ÖV-Ticket für die nächsten Tage.

Ohne Schwierigkeiten gelange ich mit S- und U-Bahn in mein Quartier an der
Brunnenstrasse.

Meine Unterkunft erinnert mich an einen Polen-Aufenthalt im Sommer 1988, dem Jahr
vor der Wende. Von der Decke des langen, schlecht beleuchteten Korridors hängen
orangefarbene Kabel, und auf dem fleckigen Spannteppich liegt abgeblätterte Farbe.
Von drei Toiletten funktioniert eine. Aber sie wird zweimal am Tag saubergemacht.
Und im Hof nebenan spielen Kinder.

Eine Kastanie ragt in den geröteten Himmel.

Sonntag, 25. Juli 2010

Diese Stadt ist ein Dorf. Es ist Sonntag, Kaiser's hat geschlossen.

Im Tiergarten hoppeln Kaninchen herum. Nur zweihundert Meter vom Brandenburger Tor
entfernt.

Ich habe das Gefühl, hier auf Wesentliches zu stossen.

Nur in Dörfern stösst man auf Wesentliches.

Da, wo Menschen versuchen, Mögliches wirklich zu machen.

Vor den Namen der bekennenden Christen in der Hedwigs-Kathedrale knie ich mich
hin. Ich kann nicht anders. Sie wurden alle zwischen 1942 und 1945 ermordet.

Im Französischen Dom höre ich aus einem Nebenraum Stimmen.

Wunderbare Stimmen. Ein indonesischer Chor probt für ein Konzert, das eine Stunde
später stattfinden soll. Bach, Schütz, Schein und Brahms. Ich bleibe.

Vor der Bachkantate *Herr, gehe nicht ins Gericht*, ergreift der Dirigent das Wort. Ein musikbesessener indonesischer Pfarrer. So besessen, dass es fast schon an Hochmut grenzt. Er will und will nicht enden. Mir ist das egal. Mich interessiert, was er über das Gleichnis im Korinther Brief zu sagen hat und über die Lebensumstände Bachs, als er die Kantate schrieb. Aber die Leute stehen auf und verlassen die Kirche. Vor Verlegenheit spricht er immer schneller, bis sein indonesisch gefärbtes Deutsch kaum mehr verständlich ist.

Doch allein für diese Kantate, die seinem Vortrag folgt, hätte sich die Reise hierher gelohnt.

Der Himmel auf Erden.

„Im Sommer trägt es (Berlin) fleischwurstbraune Socken“, schreibt Matthias Zschokke in seinem 2008 erschienenen Buch *Auf Reisen*.

Er hat recht. Berlin ist keine mondäne Stadt, und dort wo sie es zu sein versucht, wirkt sie eher solid als elegant.

Doch ich bin eine echte Prinzessin. Ich spüre die Erbse durch sieben Matratzen. Und wenn es sein muss, durch zwölf.

In fleischwurstbraunen Socken stecken FÜSSE.

Bei der Marienkirche am Alexanderplatz lebt ein halbinvalider Rabe. Ich mag ihn, und es wäre wohl ein Leichtes, ihn mit einigen leckeren Brocken zu zähmen.

Aber ich mache mir niemanden handzahn, um ihn nachher allein zurückzulassen.

Auch keinen behinderten Raben.

Ich habe noch nie in meinem Leben etwas nicht ernst genommen.

Mist. Jetzt weine ich -

Montag, 26. Juli 2010

Ich weiss nicht, wann ich über die Mauergedenkstätte an der Bernauerstrasse einen brauchbaren Text zustande bringe. Vielleicht nie.

Die behelfsmässige Ausstellung am Rand der Brache, die an die Brunnenstrasse grenzt, erschüttert mich in ihrer Sachlichkeit.

Am 13. August 1961 begannen in den frühen Morgenstunden Volkspolizisten an der Bernauer Strasse Stacheldraht auszurollen. Hier teilte die Sektorengrenze eine Strasse der Länge nach. Die Bewohner der zum Ostteil der Stadt gehörenden Strassenseite wurden zwangsumgesiedelt.

Am 23. Oktober 1961 musste die nun zweigeteilte Gemeinde der Versöhnungskirche Pfarrhaus und Kirche räumen.

Die vordersten Gräber des Sophienfriedhofs wurden in einer Nacht- und Nebelaktion aufgehoben, die Häuser bis auf die Fassaden der Erdgeschosse abgebrochen. Bis 1980

verdeckten diese Fassadenreste die Sicht auf die Grenzmauer. Dann wurden sie abgerissen, und eine neue Grenzanlage wurde erstellt.

1985 wurde Michail Gorbatschow Präsident der UDSSR. Im gleichen Jahr liess Erich Honecker die Versöhnungskirche sprengen.

Ich kam gerade noch rechtzeitig.

Während ich die Plakate betrachte, wird die Bretterwand, auf der sie angebracht sind, entfernt und das noch brachliegende Gelände des ehemaligen Todesstreifens abgesperrt.

Die Kapelle, die die Versöhnungskirchgemeinde nach der Wende anstelle der vernichteten Kirche errichten liess, ist nicht mehr zugänglich.

Verwirrt stehe ich am Absperrgitter.

Auch das Besucherzentrum im Kirchgemeindehaus, das die westliche Versöhnungsgemeinde 1965 erbauen liess, um Gottesdienste abzuhalten, ist geschlossen.

Ratlos besteige ich den angegliederten Aussichtsturm.

Da erst begreife ich: Der ganze Todesstreifen entlang der Bernauer Strasse soll in ein von Künstlern gestaltetes Denkmal verwandelt werden!

Nach dem Fall der Mauer wurden die Reste der Grenzanlagen unter Denkmalschutz gestellt, dann erhielt die Sophienkirchgemeinde den Geländestreifen im Bereich des Friedhofs zurück.

Sie wollte ihn seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zuführen und in den Friedhof eingliedern. Dem stand das Bedürfnis entgegen - wessen Bedürfnis ist der Informationstafel nicht zu entnehmen - *„... an dieser Stelle zur Erinnerung an die Berliner Mauer und ihre Opfer eine Gedenkstätte zu errichten.“*

Daraufhin änderte die Sophienkirchgemeinde ihr Vorhaben. Sie stellte zwei Holzkreuze auf, weil die sterblichen Überreste, der in Massengräbern bestatteten Bombenopfer aus dem zweiten Weltkrieg, vermutlich nicht vollständig umgebettet worden waren. Weiter liess sie einen Teil der ehemaligen Friedhofsmauer wieder errichten und am Tor ein Schild anbringen mit der Inschrift: *„Dieses Tor ist geschlossen.“*

Auf einem Gedenkstein wurden nebst den zehn Geboten folgende Worte eingemeisselt: *„Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth. Sach 4,6“*

Die heutige Anlage der Gedenkstätte ist schön gestaltet. Alle Elemente sind sorgfältig aufeinander abgestimmt. Es gibt nichts daran auszusetzen. Wirklich nicht. Jetzt verstehe ich auch, weshalb der Besucherpavillon geschlossen ist: Er ist nicht mehr in Betrieb, es gibt einen Neuen. Auch der fügt sich perfekt ins Gesamtbild ein.

Gewissenhaft lese ich alle Informationstexte.

Vor dem Fenster des Gedenkens wird mir schlecht.

Warum? Warum habe ich nicht auch hier das Bedürfnis niederzuknien wie in der Hedwigs-Kathedrale vor den bekennenden Christen?

Den neuen Besucherpavillon mag ich nicht mehr besichtigen. Ich fühle mich erschöpft und ausgelaugt.

Auf der anderen Strassenseite ist ein Park. Es ist ein Stück kultivierter Brache. Wie viele Chancen die Brache der Natur bietet, sich zu entfalten, steht am Eingang. Ein Plan zeigt an, was sich wo befindet. Sorgfältig angelegte, schnurgerade Wege führen durch wilden Hafer und Magerwiese.

Nein. An Erholung ist hier nicht zu denken.

Im Nordbahnhof zeigen alte Fotos zugemauerte U-Bahn-Zugänge. Geisterbahnhöfe. Mich schaudert. Daran habe ich nicht gedacht. Wie tief das greift!

Ich nehme die U-Bahn Richtung Brandenburger Tor. Die „Deutsche Guggenheim“ ist montags gratis, weiss ich und hoffe auf Klee, Cézanne, Braque. Sogar das Spätwerk Picassos wäre mir im Moment recht.

Nichts da. Videoinstallationen von indischen Filmemachern.

Ich verstehe gar nichts. Dennoch geht es mir nachher besser.

Am Abend ein weiteres Konzert im Französischen Dom. Ein Studentenchor aus Caen, der auf seiner Tournee durch Mitteleuropa Halt in Berlin macht.

Da stellt sich ein blondes Mädchen in Jeans und T-Shirt hin und singt *Jerusalem* aus der Gallia von Gounod mit einer Reife, auf die eine Fünfzigjährige stolz sein dürfte! Und nachher hat sie auch noch die Grösse zu erröten, weil sie für ihren Vortrag stehenden Applaus bekommt -

Warum nur finde ich es vollkommen in Ordnung - sehe es sogar als das einzig Richtige an -, dass der Dirigent die Schwere des Augenblicks auflöst, indem er seinen Chor anschliessend an den Gounod einen Reigen Pariser Chansons singen lässt?

Während ich den Lehrer am liebsten geschüttelt hätte, der seine Abschlussklasse (10c - mehr gelacht als gelernt, stand auf ihren T-Shirts) auf dem gepflegten Rasen der Mauergedenkstätte Purzelbäume schlagen liess und sie dabei filmte?

Mittwoch, 28. Juli 2010

Spurensuche.

Am Dienstagmorgen begann ich, die Stadt nach Buchhandlungen abzuklappern. Dafür bin ich schliesslich hergekommen: Um der Literatur nachzuspüren.

Weil ich den legendären Buchhändlerkeller sehen wollte, verliess ich am Savigny-Platz die S-Bahn.

Auf dem Bahnsteig begegnete mir Adolf Muschg. Leibhaftig.

Der Buchhändlerkeller war geschlossen. Sommerferien.
Dafür entdeckte ich in dem beschaulichen Quartier zwei andere Buchhandlungen.
Vor meiner Reise hatte ich geglaubt, solche seien in Berlin an jeder Ecke anzutreffen. Verwinkelte, auf den ersten Blick gemütliche Örtlichkeiten, wo man in aller Ruhe stöbern kann, in Wahrheit aber kleine Bomben: Regale voller wirklich guter Literatur, Sprengstoff eben -
Aber die sind hier offenbar ebenso selten wie in der Schweiz.

Ich hielt Ausschau nach Schweizer Autoren. Traf auf Mercier, Muschg, Schneider, Suter, Stamm -
Freute mich über das Wiedersehen mit Milena Mosers *Möchtegern* und den *Blondinenträumen*.
Suchte vergeblich nach Zschokke.
Keine Spur von ihm. Einfach nichts. Als gäbe es ihn nicht. Dabei lebt er seit bald dreissig Jahren in dieser Stadt. Kauft ein, isst, schreibt ... fährt S-Bahn. Zeh, Zola ... Zuckmayer. Dieser Verräter! Mein halbes Leben lang habe ich ihn bewundert, ja, geliebt! *Als wär's ein Stück von mir*, was für ein Buch -
Und dann diese Ernüchterung! Schrieb Beurteilungen für den Amerikanischen Geheimdienst über seine in Deutschland verbliebenen Kollegen! Wie konnte er nur?
Nun ja. Ein ganz klein wenig fragte ich mich natürlich schon immer, was er in den Bergen von Vermont *wirklich* tat, ausser Holz zu spalten, das muss ich zugeben. Doch, wie gut lässt sich so ein winziges, nagendes Stimmchen beiseite schieben, wenn es einem Dinge ins Herz flüstern möchte, von denen man partout nichts wissen will -
Aber vielleicht tue ich ihm unrecht. Möglich, dass er unter Druck gesetzt wurde. Ich weiss es nicht. Ausserdem habe ich den *Geheimreport*, das Buch, in dem die gesammelten Berichte 2002 veröffentlicht wurden, gar nicht gelesen. Ich konnte nicht. Zu sehr entsetzte mich das Kapitel über Kästner, das ich mir zuerst vorgenommen hatte.

Kästner, für den es eine Lanze zu brechen gilt!
Ich wage zu behaupten: Erich Kästner hat mit seinem Emil Tausenden von deutschen Jungen Überlebensstrategien aufgezeigt, die ihnen grössere Schäden an ihren Seelen durch den Krieg, wie wir sie heute an vielen jungen Männern aus dem Kosovo beobachten können, weitgehend erspart haben. *Und* er hat in Pony Hütchen eine starke, unsentimentale, dabei absolut weibliche Mädchenfigur geschaffen.
Dafür muss man ihm dankbar sein. Nur dankbar.

Ausharren ist nicht gleich mittun.
Und Flucht ist nicht gleich Flucht.
Man kann nie, nie, *nie* beurteilen, warum ein Mensch das eine tut und nicht das andere.

Man kann nur genau hinschauen, aufmerksam zuhören und dann zaghaft, zögernd - vielleicht - ganz vorsichtig, einen Schluss ziehen.

Was ist Flucht?

Wann ist Flucht berechtigt?

Nur, wenn ich an Leib und Leben gefährdet bin? Was sich nicht entfalten kann, stirbt vorzeitig.

Ist es Flucht, wenn ich weggehe, nachdem ich das Menschenmögliche versucht habe?

Ich beschloss, den Nachmittag im Zoo zu verbringen. Tiere haben etwas Tröstliches. Als ich aus dem Bahnhofsgebäude trat, sah ich, dass mich nur wenige Schritte von der Gedächtniskirche trennten, diesem schaurigen Wahrzeichen Westberlins, das mich jahrzehntelang davon abgehalten hatte, in diese Stadt zu kommen, wie ich nun merkte. Nirgends war mir Berlin bis jetzt so eng vorgekommen, so schmutzig. Dieser Verkehr! Und über allem, leicht, aber unverkennbar, der Gestank nach Kloake. Der Platz zwischen dem zertrümmerten Turm und dem Neubau der Kirche hingegen war wie reingefegt. Kein Papierfetzen lag herum. Die Verkaufsbuden waren sorgfältig gezimmerte Häuschen, die Auslagen gepflegt.

Gleichzeitig angezogen und abgestossen näherte ich mich dem Eingang.

Das Schicksal muss mich hierher geführt haben, sagte ich mir. Man soll sich nicht drücken -

Und dann war ich auf einmal drin, in diesem düsteren Raum. Die Kacheln aus dunkelblauem Glas liessen kaum Licht herein. Von der Decke hing - bedrohlich wie ein Damoklesschwert - ein riesenhafter goldener Christus. Er allein war angeleuchtet. Wie ein Alb schien sich sein finsterer, mahnender Gesichtsausdruck auf meine Brust zu legen. Hastig verliess ich das Gebäude.

Nichtsdestotrotz zögerte ich an einem der Verkaufsstände. Nie hatte ich so appetitliche Dörrfrüchte gesehen! Ich mag Dörrfrüchte über alles. Äpfel und Birnen. Mango, Ananas und Datteln. Fast reute es mich, dass ich mein Mittagessen schon besorgt hatte. Gewaltsam riss ich mich los. Nein. Hier wollte ich nichts kaufen!

Glücklich entronnen, überfiel mich ein beinahe ketzerischer Gedanke: Was wäre wohl mit der Museumsinsel geschehen, hätte sie nicht in der DDR vierzig Jahre lang ihren Dornröschenschlaf gefristet?

Vierzig Jahre. Biblische Zahl.

Die Warteschlange vor dem Eingang des Zoos kam mir endlos vor.

Ich machte kehrt.

Was soll ich mich hier anstellen, dachte ich, wenn es am anderen Ende der Stadt noch einen zweiten Tierpark gibt?

Friedrichsfelde.

Schon in der U-Bahnstation empfing mich ein wunderbar lichtiges Mosaik mit Tier- und Pflanzenmotiven, das mir den Weg wies.

Dann war ich da.

Was für eine grosszügige Anlage!

Die Gebäude stammten sichtlich noch aus DDR-Zeiten. Sie waren altmodisch, aber nach wie vor zweckmässig. Die Sichtfenster der Terrarien endeten nur soweit über dem Boden, dass schon Kleinkinder hineinschauen konnten. Die Erklärungen auf den Informationstafeln waren leicht verständlich und spannend.

Wer weiss schon, dass weltweit jährlich „nur“ dreissig bis vierzigtausend Menschen an Schlangenbissen sterben, während vergleichsweise harmlose Bienenstiche dreimal so viel, also rund hundertzwanzigtausend Todesopfer fordern?

Oder, dass das kapitale Geweih eines Hirschs gerade mal hundert Tage braucht, bis es vollständig ausgewachsen ist?

Die Atmosphäre war friedlich. Mütter, Väter, Kinder, Grosseltern und Hunde - ich glaube nicht, dass ich schon mal in einem Zoo war, in dem Hunde zugelassen sind -, alle schienen diesen geschenkten Tag im Tierpark zu geniessen.

Essen wurde ausgepackt. Von den hartgekochten Eiern über die Buletten bis hin zum Gurkensalat war alles da. Ordentlich verpackt in praktische Plastikbehälter. Und zum Nachtsch gab's für jeden ein Eis.

Montag, 2. August 2010

Vorhin stand ich in der U-Bahn neben einem Kinderwagen. Der Junge darin fiel mir auf. Seine Bewegungen waren fahrig, manchmal ruckartig, ohne Ziel, seine Augen ausdruckslos. Dennoch dauerte es eine Weile, bis ich mit Bestimmtheit zu sagen gewagt hätte, dass der Kleine nicht war wie andere zweijährige Kinder. Er hatte ein hübsches, feines Gesicht.

Dann sah ich seine Füsse, die in Sommersandalen steckten, und es bestätigte sich, dass etwas mit ihm nicht stimmte. Ganz und gar nicht stimmte. Die kleinen Füsse waren aus blauem Plastik.

Tränen traten mir in die Augen.

Vor ein paar Tagen traf ich am Morgen früh beim Einkaufen eine Frau. Sie sah ganz gewöhnlich aus. Kurzes Haar, Brille, ärmellose Bluse und Sommerjupe bis Mitte Waden. Nur, an einem ihrer Beine war keine Wade: Dort, wo der geblümete Baumwollstoff endete, konnte man eine Metallschiene sehen.

Am fleischfarbenen Kunststofffuss trug die Frau eine Birkenstock-Sandale.

In Berlin gibt es Menschen, die Grillwürste verkaufen. Sie haben den Grill vor ihren Bauch geschnallt und am Rücken einen Sonnenschirm befestigt. Und einen Abfalleimer. So gehen sie herum. Den ganzen Tag.

Dienstag, 3. August 2010

Heute?

Es regnet. Der erste Schlechtwettertag seit ich hier bin.

Also: Schreiben bis halb elf. Dann eine Konzertkarte für den Abend besorgen:

Berlin International Music Festival. Schumann, Mozart und Dvorák.

Ein Symphoniekonzert im Berliner Dom für nur 18 Euro, ich kann es nicht glauben!

Danach will ich an der Mittagsandacht in der Hedwigs-Kathedrale teilnehmen, trotz des Regens einen Spaziergang durch den Park am Humboldthain machen und in der *Gelateria Manuel* ein Eis essen.

Was für ein Privileg, zwei Wochen in dieser faszinierenden Stadt verbringen zu dürfen und nicht, wie die meisten anderen, nur drei Tage!

Mahnmale. Auf meinem Weg vom Dom zur Hedwigs-Kathedrale begegne ich gleich zweien, die mir bis dahin noch nicht aufgefallen sind: In der Neuen Wache der Skulptur von Käthe Kollwitz, *Mutter mit totem Sohn*. Und vorher, am Rand des Lustgartens, dem Gedenkstein für den Jungkommunisten Herbert Baum, der mit rund dreissig anderen jungen, meist jüdischen Menschen, während einer Protestaktion gegen das Nazi-Regime ums Leben kam.

Letzte Woche entdeckte ich im Tierpark Friedrichsfelde, halb versteckt im Wald, das Denkmal für ein Konzentrationslager, von dem ich noch nie etwas gehört hatte.

Was für eine Stadt!

Und wer bin *ich* denn, dass ich mir anmasse, über diesen vom Schicksal gebeutelten Ort schreiben zu wollen?

Schweigend sollte man sich verbeugen vor all denen, die hier je im Widerstand gegen Krieg und Unterdrückung gestorben sind!

Klein komme ich mir vor. Ganz klein.

Dennoch.

„So beredt die Steine, so aussagekräftig Spatenfunde sind, ausreichend für die Kenntnis von Geologie, Pflanzen- und Tierwelt - die wirklichen Mitteilungen über menschliches Zusammenleben bringt die Sprache, bringt Literatur. Strukturen, die sie vermittelt, sind durch Bauwerke, Gefässe, Standbilder, selbst durch Malerei nicht oder nur bedingt mitteilbar.“

Das lese ich in Christa Wolfs zweiter Poetik-Vorlesung zu *Kassandra*.

Ich habe das vergilbte Buch in den Bücherkisten vor der Humboldt-Universität gefunden und für zwei Euro gekauft. Es steht eine Widmung darin: Jemand hat es 1988 von einem Stefan zum Geburtstag bekommen.

Ja -

Christa Wolf hat recht. Wie eh und je hätte ich mich im Museum Bergengruen verständnislos von Picassos Frauendarstellungen abgewandt – wenn ich nicht am Tag zuvor in der Behrenstrasse die Ausstellung *The Picasso Story* gesehen hätte. In einem neunzigminütigen Dokumentarfilm kamen unzählige Maler- und Bildhauerkollegen Picassos zu Wort, so dass das Wesen dieses wahrhaftigen Künstlers in meinem Kopf immer klarere Gestalt annehmen konnte.

„Für mich gibt es nur die Liebe!“, hat Picasso einmal gesagt, und ich glaube ihm. Auf keinem seiner Bilder zeugt ein Gesichtsausdruck nicht von grösstem Respekt. Doch Picasso schmeichelte nicht, er sah. Und gesehen zu werden, ist nicht immer leicht auszuhalten.

Umso mehr erstaunt es mich, dass ausgerechnet er – Gerhard Richter sprach im Film davon – als einziger westlicher Vertreter abstrakter Kunst in der DDR anerkannt war. Aber er bezeichnete sich als Kommunist, und das genügte offenbar.

Nur: Picasso war tatsächlich Kommunist. Aus tiefster Überzeugung. Und deshalb wirkte er, denke ich, subversiv.

Als ich mir einige Tage später im streng überwachten, fast nur aus Glaswänden bestehenden Willy-Brandt-Haus Bilder und Skulpturen von Künstlern aus der ehemaligen DDR ansah, glaubte ich etwas von diesem, das Regime untergrabenden, Geist zu spüren.

Auf dem Rückweg von der Hedwigs-Kathedrale treffe ich am Alexanderplatz den invaliden Raben wieder. Meine Freude ist gross, wie jedes Mal, wenn ich ihn sehe. Ich trete näher. Flatternd flieht er vor mir auf den Betonaufsatz eines Luftschachts. Nervös trippelt er hin und her. Flieg, denke ich, *flieg!*

Da hebt er ab. Und fliegt! Für einen Augenblick bilde ich mir ein, mein Vertrauen in seine Fähigkeiten habe ihn geheilt.

Glücklich mache ich mich auf den Weg zum Humboldtpark. Es regnet nicht mehr. Feine Nebelschwaden schweben zwischen den Bäumen. Die Bänke stehen in grossen Abständen zueinander, weitab vom Weg, mitten in der Wiese. Es ist beinahe märchenhaft.

Ein Mann übt Tai Chi. Sein rotes T-Shirt leuchtet vor dem Grün des Rasens.

Ein anderer Mann spielt Gitarre. Durch das Rauschen des Winds in den tiefhängenden Ästen höre ich die klimpernden Töne.

Mittwoch, 4. August 2010

In den ersten Tagen meines Aufenthalts nahm ich auf meinen Gängen durch die Stadt Prospekte mit von allem, was mich vielleicht interessieren könnte. Nun glaube ich, gesehen, gehört, erlebt und gefühlt zu haben, was für mich im Augenblick von Bedeutung ist. Meine Eindrücke habe ich festgehalten.

Doch manchmal trügt mich meine Wahrnehmung. Gewissenhaft gehe ich das Geschriebene durch und notiere alle Unsicherheiten, die ich überprüfen will.

Der Rabe vom Alexanderplatz ist nicht invalid, nur noch nicht ganz flügge.

In der ganzen Stadt trifft man auf diese Jungvögel, die ängstlich von Mauervorsprung zu Mauervorsprung flattern und mit ihrem schwarzbraun gezeichneten Gefieder aussehen wie Grossväter.

Bei Dussmann entdecke und kaufe ich im Vorbeigehen Christa Wolfs *Was bleibt*. Ein schmaler Band, der „bei seinem Erscheinen 1990 in der deutschen Literaturszene eine heftige Kontroverse auslöste.“ Das steht auf der Rückseite. *Maurice mit Huhn*, von dem ich einige Exemplare zum Verschenken mit nach Hause nehmen will, habe ich schon vor ein paar Tagen im Literaturhaus gefunden. Matthias Zschokke beschreibt darin Berlin auf eine ganz besondere, ureigene Weise, die mir sehr gefällt. Der Buchhändler lächelte versonnen, als er die Bücher für mich in eine Tüte packte.

Müde schleppe ich mich gegen fünf Uhr abends die Bernauerstrasse entlang. Die Tür des alten Besucherzentrums der Mauergedenkstätte steht weit offen. Es ist nur montags geschlossen, wie die meisten anderen Museen auch. Im neuen Gebäude ist der Museumsshop untergebracht.

Ich hole in meinem Zimmer ein Schinkenbrot und wasche mir Gesicht und Hände. Dann gehe ich in den Humboldtpark, um zu essen. Heute ist alles anders. Das Wetter ist schön. Ganze Clans lagern sich auf der Wiese. Leise erklingt orientalische Musik. Sie stört mich nicht.

Berlin, notiere ich in mein Heft, das ist auch:

Goldonis „Diener zweier Herren“ in der Klosterruine am Alex. Ein Besuch auf dem Fernsehturm, um sich einen Überblick zu verschaffen. Baustellen, die einem den Weg abschneiden. An Schikane grenzende Wartezeiten bis die Fussgängerampeln auf Grün wechseln. „Porgy and Bess“ in der komischen Oper. Das lebensbejahende Mahnmal „Baumpate werden“ im Savigny-Bahnhof. Die Fotos von Marianne Breslauer in der Berlinischen Galerie. Das Denkmal zur Erinnerung an die Synagoge an der Lindenstrasse. Acht junge Italiener, die im U-Bahnhof am Alex Lieder aus ihrer Heimat singen. Während des Cellosolos im Berliner Dom nach oben blicken und merken, dass man direkt unter dem Heiligen Geist sitzt -

Was bleibt?, frage ich mich.

Türkische Kinder, die selbst erfundene Polonaisen tanzen und mit ihren kleinen Rädern vor mir über die Wiese fahren.

Ich. Schreibend.

In meinem Rücken ein Mann, der mit vier Bällen jongliert.

Seit zwei Nächten höre ich durch die Wand meines Zimmers die Atemzüge eines Schlafenden. Ich könnte nach ihm suchen wie Maurice in Zschokkes Buch nach dem Urheber der Celloklänge. Ich tue es nicht. Eines Tages wird der Schläfer aufwachen und sich bei mir vorstellen.

Mein neuer Nachbar.